

Editorial von **Katrin Gottschalk**

Reden?
Schweigen?
Streiten!

Fünfzig Jahre neue Frauenbewegung in Deutschland – und was machen deren Vertreter*innen? Sie streiten mal wieder. Letzter Anlass war der Feministische Zukunftskongress der Grünen vergangene Woche in Leipzig, den manche Parteimitglieder als zu queer und interkulturell wahrnahmen.

„Echter“ Feminismus müsse deutlich machen: „Feminismus geht alle an!“

Von außen können Diskurse der Frauenbewegung mitunter an Szenen aus „Das Leben des Brian“ erinnern. Im Film kommen sich die „Volksfront von Judäa“ und die „Jüdische Volksfront“ ins Gehege, obwohl sie für dasselbe Ziel kämpfen: die Befreiung von der römischen Besatzung. Ob aber die römische Besatzung nun das Patriarchat oder der Kapitalismus ist, die Frage also nach Haupt- und Nebenwiderspruch, dieses Streitthema markierte den Start einer neuen deutschen Frauenbewegung.

Am 13. September 1968 hielt die spätere Regisseurin Helke Sander eine Rede auf der 23. Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds (SDS) in Westberlin. Sie hatte damals gerade den Aktionsrat zur Befreiung der Frau gegründet und forderte die Männer auf, das Private zu politisieren und damit die Ausbeutung von Frauen im Privaten anzuerkennen.

Zur gemeinsamen Sache kam es damals nicht, denn die Männer wollten nicht reden. Stattdessen flogen Tomaten in Richtung der Männer auf dem Podium. Von da an machten die Frauen alleine weiter und erkämpften in den letzten 50 Jahren vieles, etwa die Strafflosigkeit von Schwangerschaftsabbrüchen, das Verbot von Vergewaltigungen in der Ehe, die Verankerung des Grundsatzes „Nein heißt Nein“ im Gesetz.

Der Liste der Erfolge stehen regelmäßige harte Auseinandersetzungen gegenüber. Das Streiten ist Teil der politischen DNA der feministischen Bewegung. Für uns sind 50 Jahre streitbarer Feminismus ein Anlass, zurückzublicken auf wichtige Auseinandersetzungen, die den Feminismus nicht geschwächt, sondern nur größer gemacht haben.

Kann die US-Sängerin Beyoncé ein feministisches Vorbild sein, wenn sie für ihre Modemarke Kleidung von Frauen in Sri Lanka unter widrigsten Bedingungen herstellen lässt? Und wie sollte man sich als Feministin zu Sexarbeit positionieren?

Wir schauen zurück auf den feministischen Urknall, den Streit zwischen den Männern und Frauen des SDS. Und auf die (feministischen) Welten, die bei der Wiedervereinigung 1990 aufeinanderprallten. Wir widmen uns dem Streit zwischen Radikal- und Queerfeminist*innen sowie der aktuellen Diskussion darum, ob *trans Frauen am feministischen Kampf teilnehmen dürfen.

Inzwischen hat sich gezeigt: Streit ist kein Fehler im System, sondern ein Erfolgsrezept. Feminismus ist eine der erfolgreichsten sozialen Bewegungen unserer Zeit. Die gegenseitige Kritik, das Ringen der Interessen, all das stellte die Bewegung nur noch breiter auf – ein Erfolg von 50 Jahren feministischer Streitkultur.

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold? Streiten ist Platin.

50 Jahre nach dem Tomatenwurf auf Männer:
5 Streitgespräche über

Feminismus

Die zweite Welle der deutschen Frauenbewegung begann mit einem handfesten Konflikt: 1968 warf die Studentin Sigrid Rüger beim SDS-Kongress Tomaten auf die Männer. Das ist Geschichte. Aber gestritten wird bis heute: Taugt Beyoncé als feministische Ikone? War im Osten alles besser? Kann eine Frau einen Penis haben? Ist selbstbestimmte Sexarbeit möglich? Und: Das digitale Gedächtnis der Frauenbewegung
2-7, 17
taz.de/frau

Für die einen Vorbild, für die anderen Verrat am Feminismus: US-Superstar Beyoncé Foto: Julie Jacobson/ap/picture alliance

Die taz wird ermöglicht durch **18.220** GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90 fax 030 | 25 90 26 80 abomail@taz.de
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325 anzeigen@taz.de
Kleinanzeigen: 030 | 25 90 22 22 kleinanz@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0 fax 030 | 251 51 30, briefe@taz.de
taz Postfach 610229, 10923 Berlin twitter.com/tazgezwitscher facebook.com/taz.kommune
www.taz.de

40137

VERBOTEN
Guten Tag, meine Damen und Herren!
Endlich wieder begeisterte Sozialdemokraten im Bundestag, die deshalb sogar #aufstehen: verboten gratuliert Martin Schulz zur schwungvollen und feinsinnigen Beförderung von AfD-Gauland auf den „Misthaufen der Geschichte“. So ein bisschen Beschimpfen und Beleidigen tut immer gut, vor allem wenn man gegen Hass und Hetze kämpft – oder, um mit Michelle Obama zu sprechen:
When they go low, we go Würselen.

448:197 gegen Orbán
Warum die Mehrheit im EU-Parlament ein Strafverfahren gegen Ungarn fordert – und wer nicht
12, 16
Merkel und Maaßen
Die Kanzlerin, der Verfassungsschutzchef, Chemnitz und die Folgen
9, 16

#PassierteTomaten von Paula Troxler

3 taz.de/podcast

Revolte per Gemüse: das rote Erbe der Frauen

Vor 50 Jahren waren die Frauen in der APO es leid, die Flugblätter zu tippen, die andere formulierten. Als ihr Protest kein Echo fand, flogen die Tomaten

Manchmal braucht es nur ein paar Tomaten, um eine Revolution auszulösen. Das ist zugegebenermaßen etwas zuspitzt, aber: Hätte eine mutige Frau vor 50 Jahren ihre Rede zur „Gleichberechtigung der Geschlechter“ nicht gehalten und eine andere Frau daraufhin den SDS-Vorstandstisch nicht mit Tomaten beworfen, sähe die Republik heute vielleicht noch ganz anders aus.

Zumindest gilt der 13. September 1968 heute zutage als Geburtsstunde einer feministischen Revolution. Ein paar Jahre zuvor hatte sich der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) von der SPD getrennt, nachdem diese sich von der marxistischen Tradition abwenden wollte. Der Studentenbund verstand sich selbst als „Neue Linke“. Ihre Ziele waren: Protest gegen den autoritären Staat, Veränderung des Kapitalismus und eine neue gleichberechtigte Gesellschaft.

Doch in ihrer gleichberechtigten Gesellschaft waren die Frauen nur für untermordnete Tätigkeiten vorgesehen. So empfand es zumindest die Sprecherin des Aktionsrates zur Befreiung der Frauen, Helke Sander. Als einzige Frau stand sie auf der Rednerliste beim Delegiertenkongress des

In der Stimmung des Umbruchs wird aus einer Studentinnenbewegung eine soziale Bewegung

SDS in Frankfurt. Diese nutzte sie, um die Männer zu beschuldigen, Frauen in ihrer Gesellschaftskritik zu ignorieren. Sie beschrieb den SDS als Spiegelbild einer männlich geprägten Gesellschaftsstruktur, die die Arbeit der Frauen auch innerhalb des Studentenbundes nicht anerkannte.

Die Genossen zeigten allerdings kein Interesse daran, Sanders Rede zu diskutieren, und wollten zum nächsten Tagesordnungspunkt übergehen. Das bewegte die ebenfalls im Saal sitzende Sigrid Rüter dazu, aus dem Publikum Tomaten in Richtung Vorstandstisch zu werfen. Sie traf den Cheftheoretiker Hans-Jürgen Krahl.

„Wir haben abgetrieben“

Dieses Zeichen des weiblichen Protests fiel gesellschaftlich in eine Zeit, in der Frauen zwar größere Bildungschancen hatten und die Anzahl der erwerbs- und berufstätigen Frauen gestiegen war. Doch die patriarchalen Strukturen blieben weiterhin bestehen. Frauen verdienten weniger und kamen nicht in Führungspositionen, mussten sich neben ihrer Lohnarbeit noch um die unbezahlte Care-Arbeit, also den Haushalt und die Kindererziehung, kümmern.

Der Tomatenwurf war eine medienwirksame Provokation, der viel Aufmerksamkeit zuteil wurde. Das lag vor allem daran, dass sich die Kritik nicht an den Staat oder Institutionen richtete, sondern an die eigenen Genossen. In Universitätsstädten bildeten sich da-

raufhin vermehrt „Weiberräte“, also Frauengruppen, die bestehende Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen zum Thema machten. Zum ersten Mal wurden die Gewaltverhältnisse in den Familien diskutiert und das Recht auf einen sicheren Schwangerschaftsabbruch gefordert.

In dieser Stimmung des Umbruchs wurde aus der Studentinnenbewegung eine soziale Bewegung. Die Forderung nach der Abschaffung des Paragraphen 218, der Abtreibungen verbietet, wurde zum einenden Element der Frauenbewegung. 1971 sagten 374 Frauen im *Stern*: „Wir haben abgetrieben“ – initiiert von Alice Schwarzer. Eine Unterschriftenaktion folgte, in der 3.000 Frauen, unter ihnen Studentinnen, berufstätige Frauen, Hausfrauen und Mütter, forderten, den Paragraphen 218 ersatzlos zu streichen.

Feminismus per T-Shirt

50 Jahre ist der Tomatenwurf nun her. Die Gesellschaft hat sich gewandelt. 1997 wurde das Gesetz verabschiedet, das Vergewaltigungen in der Ehe zur Straftat machte. Seit 2014 gibt es sogar eine Frauenquote für Aufsichtsräte in der Wirtschaft. In Medien und Politik sind Frauen sichtbarer geworden: Seit 13 Jahren regiert eine Bundeskanzlerin das Land. 2018 scheint es, als sei der Feminismus in der Mitte der Gesellschaft angekommen – zumindest als Aufdruck auf T-Shirts.

Doch trotz alledem haben wir noch immer eine deutliche Lücke zwischen Männer- und Frauenlöhnen, häusliche Care-Arbeit wird größtenteils noch von Frauen verrichtet, Gewalt an Frauen ist immer noch erschreckender Alltag. Und wieder diskutieren wir über die Streichung eines Abtreibungsparagraphen – dieses Mal Paragraph 219a, der die „Werbung“ für Schwangerschaftsabbrüche verbietet, worunter allerdings auch Informationen fallen. Linke Politikerinnen und mehrere Organisationen fordern auch weiterhin die Streichung des Paragraphen 218.

Doch auch neben diesen Diskussionen passiert etwas: Seit knapp einem Jahr gibt es eine länderübergreifende Debatte um sexualisierte Gewalt – einige Täter haben ihre Jobs verloren, Gesetze haben sich verändert. Ausgelöst von einem Hashtag – der *Tomate* des 21. Jahrhunderts. Die US-Schauspielerinnen Alyssa Milano twitterte am 15. Oktober 2017 #MeToo – ein Aufruf an alle Frauen, die sexuell belästigt wurden, dies als Statusmeldung zu schreiben. Millionen Mal wurde #MeToo von Frauen verwendet, die von sexistischen Sprüchen, Gewalt und Vergewaltigung erzählen.

Die Frauenbewegung vergangener Tage haben den Grundstein für heutige Diskussionen und Forderungen gelegt. Doch das Ziel des Feminismus, das Patriarchat abzuschaffen und damit eine geschlechtergerechte Welt zu schaffen, ist noch nicht erreicht. Bis es so weit ist, brauchen wir weiterhin einen antikapitalistischen und intersektionalen Feminismus. Und viele, viele Tomaten.

Carolina Schwarz

„Liebe war nicht möglich“ – „Doch!“

SDS-Konferenz am 13. September 1968: Nach Helke Sanders Rede soll Sibylle Plogstedt ihr antworten. Aber was? Detlev Claussen sah die Tomaten an den Kopf seines Freundes Hans-Jürgen Krahl fliegen. 50 Jahre später holen wir eine nicht geführte Diskussion nach

Interview **Heide Oestreich**

taz: Herr Claussen, Sie waren Delegierter auf der SDS-Konferenz 1968. Was haben Sie gedacht, als die Tomaten flogen?

Detlev Claussen: Ich dachte nur: Was ist denn jetzt los? Die Aktion kam völlig unvorbereitet. Und sie traf Hans-Jürgen Krahl. Eigentlich ein sehr beredter Mensch. Wenn ich mich recht erinnere, war er ebenso sprachlos. Der Überraschungscoup war in jedem Fall voll gelungen.

Frau Plogstedt, wie war das für Sie?

Sibylle Plogstedt: Ich kam gerade aus Prag, direkt vom Einmarsch. Das hatte mich ungeheuer aufgewühlt, ich hatte ja den Prager Frühling aktiv unterstützt. In unserer Prag-Arbeitsgruppe mussten wir uns gerade mit den Leuten kloppen, die die eher sowjettreue DKP gründen wollten. Sie wollten den SDS quasi mitnehmen in die DKP, das war schwierig. Und dann hieß es plötzlich: „Jetzt reden die Frauen“, und da sind wir alle schnell hin. Helke hielt ihre Rede – die ja zum Glück auch heute noch recht lesbar ist.

Es ging um die geschlechtliche Arbeitsteilung innerhalb der APO. Und darum, dass Frauen eigentlich das revolutionäre Subjekt sind, weil sie in allen Klassen unterdrückt werden. Das müssten die Männer nun endlich mal erkennen...

Plogstedt: Ich war eine der ganz wenigen Frauen, die sonst auch redeten, also wurde ich aufgefordert, zu Helke eine Gegenposition einzunehmen. Ich war völlig unvorbereitet, bin aufs Podium und sagte ein paar Worte über Adorno und „Autorität und Familie“, fand das aber selbst unpassend und bin wieder gegangen. Ich wollte den Frauen nicht in den Rücken fallen. Aber ich hatte damals keine Position zu dem Thema. Im SDS waren es Mütter, die sich organisierten. Dafür war ich damals noch viel zu jung, das hatte mich noch nicht betroffen. Und dann kam der Tomatenwurf, sehr spontan, und Sigrid Rüter hat nun auch noch den einzigen Schwulen getroffen! Das hat ihr leid getan, sie musste ihn hinterher lange trösten.

Herr Claussen, hatte der eloquente Hans-Jürgen Krahl zur Frauenfrage denn gar nichts zu sagen?

Claussen: Nein, bezeichnend in dieser Frage war wirklich die Sprachlosigkeit. Erst durch diese Aktion und danach fing es an zu knacken, nicht auf offener Bühne, sondern in jeder Beziehung.

Frau Plogstedt, Helke Sander hat dem SDS in ihrer Rede auch etwas diagnostiziert, was man heute Burn-out nennen würde. Er stand schon kurz vor der Auflösung. Vielleicht nicht der glücklichste Moment, um ein neues Thema anzuschneiden?

Plogstedt: Das ist richtig. Aber im SDS prallte alles aufeinander. Und mit jedem Thema musste man um Gehör ringen. In der Tat hatte man das Gefühl, der SDS duckt sich weg. Was Helke angesprochen, war unangenehm, das war etwas Privates. Es hieß noch nicht, wie in der Frauenbewegung: Das Private ist politisch. Im Gegenteil, das war unangenehm. Helke hat uns auch darauf aufmerksam gemacht, dass das bereits ein riesiger Zustrom von Frauen ist. Sie hat gesagt: Wenn der SDS so viel Zustrom von der Arbeiterschaft hätte wie von den Frauen, dann würde er von Revolution träumen. Sie hat auf die Irrationalität des SDS aufmerksam gemacht, der das nicht wahrgenommen hat.

Die Delegiertenkonferenz wurde dann vertagt, in Hannover ging es weiter. Und inzwi-

schen hatte der Frankfurter Weiberrat ein Flugblatt gestaltet, das sehr berühmt geworden ist. „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen.“ Was löst das in einem Mann aus, Herr Claussen?

Claussen: Das war eine total gelungene Aktion, die eben genau auf diese Sprachlosigkeit reagierte. Das Flugblatt hat ja durchaus einen ironischen Aspekt. Aber das wurde von vielen Leuten überhaupt nicht verstanden, das ist schon wirklich erschütternd. Einige fühlten sich regelrecht bedroht.

Plogstedt: Es standen ja auch Namen dabei.

Claussen: Umso witziger war das. Wer ist da drauf, passt der da hin oder nicht?

Herr Krahl steht drauf, Reimut Reiche oder auch Dieter Kunzelmann, – und auf der Rückseite des Flugblattes Jürgen Habermas, Rudi Dutschke, Adorno, Cohn-Bendit, aber auch Lenin, Freud und Marx – und da ist ein Text: „Lassen wir das Maul auf, dann wird es uns gestopft, mit sozialistischen Schwänzen“, steht da, oder: „Kotzen wir es öffentlich aus: Wir sind penisneidisch, penisneidisch, penisneidisch.“ Frau Plogstedt, der Frust war groß, oder?

Plogstedt: Es war ja eine Befreiung versprochen worden. Und es war dann eine Befreiung der männlichen Sexualität geworden und offenbar keine, die auch die Frauen befreite. Denn dazu hätte ja auch gehört, dass das soziale und ökonomische Umfeld verändert wird. Dabei aber wurden die Frauen immer nur auf sich selbst verwiesen. Die Trotzkiten in der GIM, der Gruppe Internationaler Marxistinnen, bei denen ich später gelandet war, waren zum Beispiel nicht bereit, sich auf das Thema Paragraph 218 einzulassen. Das war der Punkt, an dem ich sagte: Mit der Linken will ich nichts zu tun haben.

„Es war ja eine Befreiung versprochen worden. Und es war dann eine Befreiung der männlichen Sexualität geworden“

Sibylle Plogstedt

Auf dem Flugblatt ist von „Bumszwang“ die Rede. Gab es den?

Plogstedt: Ich hab's so erlebt. Dass man nach der Kneipe miteinander in irgendeinem Bett verschwand. Liebe war nicht möglich. Und wenn die Männer schon bestehende Beziehungen hatten, dann wollten sie die auch noch weiterführen, nebenbei.

Claussen: Das kann ich nun wirklich nicht unterschreiben. Natürlich gab es Typen, die geglaubt haben, so etwas propagieren zu können. Aber die Liebesbeziehungen, die ich mitbekommen habe, waren so dramatisch wie sonst auch in dem Alter, mit allem Drum und Dran.

Der SDS zerfiel und die Frauenbewegung begann. Hat diese neue Bewegung also auf die Bedürfnisse damals besser reagieren können als der SDS?

Plogstedt: Nein, es entstanden ja erst mal ganz viele Gruppierungen, vor allem die K-Gruppen. Aber außer den Spontaneisten war nur die Frauenbewegung relativ undogmatisch. Und auch bereit, sich von der Linken abzusetzen. Wie Helke

Sander sagte: Wenn der SDS nicht mitmacht, müssen wir ihn als konterrevolutionär im Geschlechterverhältnis ansehen. Die DKP übernahm zwar die Forderungen der Frauen, aber dogmatisiert. Während die autonomen Frauen nach einem sehr spontanen Prinzip vorgingen und alles behandelten, was tabuisiert war. Das Thema Gewalt, Abtreibung, Vergewaltigung.

Und sie war etwas anders organisiert als eine K-Gruppe.

Plogstedt: Allerdings. Es gab keine Mitgliedschaften. Es gab kleine Gruppierungen, die sich zu Projekten zusammenfügten: Buchläden, Zeitschriften, Reiseveranstalter, Karategruppen. Alles durfte so passieren. Heute würde man sagen: ein Wachstumsmodell nach dem Chaosprinzip. Und das hat sich bewährt. Das hätte ich damals nicht gedacht. Ich dachte, man muss doch einen Vorstand wählen. Das war aber eigentlich unter sagt. Das Gute war: Auf diese Weise ist die Frauenbewegung in alle Bereiche hineingewachsen, in alle Parteien, in die Kirchen, das hat die ganze Gesellschaft verändert.

„Es war nicht immer ganz einfach, sich theoretisch zu verständigen. Da haben wir sicher etwas versäumt“

Detlev Claussen

Herr Claussen, wo sind Sie nach dem SDS politisch gelandet?

Claussen: Frau Plogstedt schaut sehr aus der Berliner Perspektive. Ich bin in das Sozialistische Büro eingetreten, das war ein ganz loser Zusammenschluss. Das war der Versuch, eine undogmatische Linke zusammenzubringen, und frauenpolitische Themen spielten durchaus eine Rolle. Abtreibung ...

Plogstedt: ... auch Gewalt. Das SB hat eine besondere Rolle gespielt, das stimmt.

Claussen: Da gab es Berührungspunkte, auch weil Freundinnen in der Frauenbewegung waren. Ich kam dort hin, weil ich mit der späteren Bürgerrechtlerin Angela Davis im Studium befreundet war. Das SB machte Solidaritätsveranstaltungen für sie, als sie wegen angeblicher Terrorunterstützung in der USA inhaftiert war. Da musste man, um zu mobilisieren, zu allen möglichen Gruppen Kontakt aufnehmen – und das ging auch.

Christian Semler, der schon auf dem Weg zum Maoistenführer war und viel später taz-Redakteur wurde, hat der Frauenbewegung damals „kleinbürgerliche Selbstbespiegelung“ vorgeworfen. Sie sollten lieber Industriearbeiterinnen agitieren. War das ein gängiger Vorwurf?

Claussen: Wir haben immer spöttisch gesagt: „Wenn Kleinbürger Kleinbürger Kleinbürger nennen, dann wird's problematisch.“ Das war schon die Sprechweise der Sektierer, die meinten, sie seien die Kaderorganisationen der proletarischen Revolution, die alle anderen als Kleinbürger bezeichnen könnten. Das war eine Wendung innerhalb des SDS gegen den Antiautoritarismus. Da kamen plötzlich ganz autoritäre Vorstellungen auf – und ich glaube, dafür steht der Christian Semler von 1968.

Plogstedt: Christian Semler hat damals auch den Prager Frühling abgelehnt. Das war für ihn die Rückkehr der Bourgeoisie. Als taz-Redakteur war er gut, aber an seine alten Fehler wollte er sich nicht erinnern.

Frau Plogstedt, als Sie die GIM verließen, arbeiteten Sie am Osteuropainstitut der FU Berlin, allerdings nicht lange. Wie kam es zur Gründung des feministischen Magazins *Courage*?

Plogstedt: Ich habe Berufsverbot bekommen. Ich musste mir also meine Zukunft neu erfinden. Gott sei Dank sagten einige Feministinnen: Komm doch zu uns. Ich musste mich selbst an dieses egalitäre System erst einmal gewöhnen. Man wurde zum Beispiel immer kritisiert, wenn man nicht die weiblichen Sprachformen verwendete. Aber ich hatte aus der Linken das Wissen mitgebracht, dass jede Bewegung eine Zeitschrift braucht. Die haben wir dann gemacht.

Herr Claussen, es ging auch um die Revolution des Privaten: Wer macht denn zu Hause den Abwasch. Wie haben Sie das gelöst?

Claussen: Es ist da durchaus zu Veränderungen gekommen. Ich musste lernen, wie wichtig

diese Dinge sind und dass man gar keine Beziehung haben kann, wenn man sich nicht mit diesen Fragen auseinandersetzt.

Sie mussten das Klo putzen lernen?

Claussen: Ja, aber war schon in den Wohngemeinschaften Thema.

Würde Ihre Frau sagen, Sie seien ein emanzipierter Mann?

Claussen: Sie würde schon sagen, es bedarf auch immer wieder der Hinweise auf mögliche Ungerechtigkeiten oder „So geht es nicht“. Gerade, wenn man erst spät solche Aufgaben übernimmt, dann macht man erst mal das, was Spaß macht: einkaufen, kochen. Aber beim Küchensaubermachen wird's dann schwierig. Man muss dann zur Kenntnis nehmen, dass in professionellen Küchen tatsächlich das Aufräumen mit dazugehört. Bei uns kommt dazu, dass meine Frau Ärztin ist, da spielen Hygienefragen eine ganz besondere Rolle. Gott sei Dank hat mein Herzspezialist mir gesagt: Ja, bei uns ist es genau umgekehrt: Ich achte immer darauf, dass hygienisch gearbeitet wird. Es ist also gar nicht geschlechtsspezifisch.

Plogstedt: Es braucht also Ärzte in den Beziehungen.

Wie war das bei Ihnen, Frau Plogstedt? Gab es eine Revolution Ihres Privatlebens?

Plogstedt: In der WG-Zeit gab es diese Auseinandersetzungen. Ich wurde übrigens genauso kritisiert, wenn ich den Abwasch stehen ließ, das war nicht so geschlechtsspezifisch. Später habe ich mich immer dafür entschieden, allein zu leben, aber natürlich in einem Umfeld von Frauen und in Beziehungen zu Frauen. Und das ist ja sehr viel dichter, wenn man auch noch zusammen arbeitet. Mit Sabine Zurmühl hab ich die *Courage* gegründet. Wir haben den ganzen Tag

man heute immer noch. Es gibt viele Männer, die kennen feministische Theorie überhaupt nicht. Und das ist ein Skandal. Es ist ähnlich wie auf der SDS-Konferenz: Männer nehmen Frauen nicht wahr.

Frau Plogstedt, um jetzt mal die Schuld bei den Frauen zu suchen: Die haben sich ja auch ein bisschen isoliert, oder? Sind mit einem symbolischen Beil bewaffnet ausgezogen aus dem SDS ...

Plogstedt: Das hat mit Schuld nichts zu tun. Sie haben eigene Ansätze gesucht. Ein Schutzraum der Entwicklung für Frauen war notwendig. Die Frage ist, wie lange er notwendig war und ob Übergänge hätten geschaffen werden können. Das SB war ein Beispiel dafür, dass es ging: Doris Janshen hat viele Kongresse mit dem SB gemacht. Wir haben zum Beispiel sexuelle Gewalt gemeinsam auf diesen Kongressen diskutiert. Aber es ist nicht so etwas wie eine gemeinsame Theorie rezeption dabei herausgekommen.

Wo stehen wir heute? Sind Sie zufrieden mit dem Erbe der Frauenbewegung?

Claussen: In den Universitäten ist die Beschäftigung von Frauen immer noch sehr gering. Und die unterschiedliche Bezahlung: ein fortwährender Skandal. Das hängt mit einem strukturellen Problem zusammen.

Würden Sie das „Patrarchat“ nennen?

Claussen: Ich würde sagen, wir leben in einer gesellschaftlichen Struktur, die durchaus noch durch männliche Herrschaft gekennzeichnet ist.

Frau Plogstedt, so erfolglos war die Frauenbewegung?

Plogstedt: Nein, die Frauenbewegung hat für eine Frauengeneration unglaublich viel erreicht. Jede Bewegung hat ihr großes Thema. Die erste Frauenbewegung hat Bildung für Frauen



Hans-Jürgen Krahl bei der SDS-Konferenz 1968 Foto: Peter Hillebrecht/apicture alliance

zusammengearbeitet. Und irgendwann braucht man ein bisschen Zeit für sich.

Herr Claussen, Ihre Arbeit war die Soziologie. Wie ist Ihnen die Frauenbewegung da begegnet?

Claussen: Ich war in Hannover Assistent von Oskar Negt. Es gab natürlich ein schlechtes Missverhältnis, was die Professuren anging. Wir haben immerhin Regina Becker-Schmidt holen können. Oder auch Elisabeth Lenk, auch eine alte SDSlerin. Später kam Barbara Duden dazu.

Plogstedt: Eine *Courage*-Frau.

In meinem Studium in den Neunzigern war es so: Man konnte bei der Frau etwas über feministische Theorien lernen und bei einem Mann kritische Theorie hören. Zwei Welten, obwohl es immer um Herrschaftskritik ging. Warum gab es kein Gespräch zwischen beiden?

Claussen: Es war nicht immer ganz einfach, sich theoretisch zu verständigen. Da haben wir sicher etwas versäumt. Beim Verhältnis Mensch-Natur etwa könnte es ein sehr fruchtbares Gespräch geben. Aber so konnte man an der Uni eben sehr viele Ansätze nebeneinander kennen lernen.

Plogstedt: Aber die mangelnde Konfrontation der verschiedenen Theorieansätze spürt

möglich gemacht. Die zweite das Wahlrecht. Die dritte die gesamten Gewaltverhältnisse thematisiert und mehr Frauen in viele Berufe gebracht. Die große Frage ist, wie haltbar das alles ist. Wenn eine Gegenbewegung es schafft, eine Generation aus der Frauenbewegung herauszukatapultieren, dann fängt alles wieder von vorne an.

Herr Claussen, die Bewegung um die AfD möchte ja tatsächlich vieles, das nach 68 entwickelt wurde, rückgängig machen. Wie ordnen Sie die ein?

Claussen: Als reale Gefahr. Wenn in den USA der Supreme Court kippt, sieht man das noch viel klarer. Das Rückgängigmachen der Abtreibungserlaubnis wäre eine Katastrophe. Und das ist auch ein weltweites Signal. Der Antifeminismus verknüpft sich auch mit rassistischen und xenophoben Vorstellungen, das ist eine reale Gefahr. Und deswegen ist es auch so notwendig, dass Männer sich für Frauenfragen interessieren.

Zum Schluss: Wie bereiten Sie heute Ihre Töchter zu?

Plogstedt: In der Pfanne, mit Salz und Pfeffer.

Claussen: Als Pizzaiola.

50 Jahre feministischer Streit

Die Podcasts

Die gedruckten Interviews dieser Ausgabe werden in einer längeren Version als Podcasts täglich vom 9. bis 14. September auf taz.de veröffentlicht. Die feministischen Streitgespräche stehen auch bei Spotify und iTunes zum Streaming bereit.

Die taz der frau*

Mit der Sonderausgabe zu 50 Jahren Frauenbewegung startet taz.de einen Schwerpunkt zu feministischen Themen: die taz der frau*. Dort wird künftig das Genderwissen der taz gesammelt: Texte aus dem In- und Ausland zu allen feministisch relevanten Themen sowie unsere Podcast-Serie zu Streitfragen des Feminismus. Schließlich steht die taz seit 40 Jahren für kontinuierliche feministische Berichterstattung. Der gleichnamige Twitter-Account (@tazderfrau) twittert automatisch alle Texte des Projekts taz der frau*.

Sibylle Plogstedt

Jahrgang 1945, Publizistin, studierte Sozialwissenschaften in Berlin, war Mitglied des SDS. Beteiligte sich am Widerstand gegen den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Prag und saß dafür anderthalb Jahre im Gefängnis. Gründete 1976 die feministische Zeitschrift *Courage*, die im Volltext nachzulesen ist unter library.fes.de/courage.

Detlev Claussen

Jahrgang 1948, Soziologe, studierte in Frankfurt Philosophie, Literaturwissenschaft und Soziologie, unter anderem bei T. W. Adorno. Mitglied des SDS. Emeritierter Professor für Gesellschaftstheorie an der Uni Hannover mit den Schwerpunkten Kritische Theorie, Antisemitismus- und Rassismusforschung – und Fußball.

„Sex ist ein Luxusgut“

Sexarbeit sollte nicht verboten werden – notwendig ist sie aber auch nicht, findet Autorin Antje Schrupp. Sexworkerin Undine de Rivière entgegnet: Sexuelle Zufriedenheit sei wichtig für die Gesundheit

Interview **Patricia Hecht**

taz: Frau Schrupp, würde es für Sie infrage kommen, Ihren Lebensunterhalt mit Sex zu verdienen?

Antje Schrupp: Ich arbeite gern am Schreibtisch. Das würde sich im Markt der sexuellen Dienstleistungen nicht so gut verkaufen. (lacht)

Frau de Rivière, warum sind Sie Sexarbeiterin?

Undine de Rivière: Ich mag den Job einfach sehr gern. Ich habe Spaß daran und ein Talent dafür, ich verdiene gutes Geld und habe eine gute Work-Life-Balance.

Ist Sexarbeit für Sie eine ganz normale Arbeit?

Schrupp: Es ist zumindest nichts, wozu jemand unter Androhung von Hartz IV verpflichtet werden kann. Aber es sollte eine akzeptierte Tätigkeit sein, die Menschen offensteht, ohne dass ihnen dafür unnötig St ein in den Weg gelegt werden.

De Rivière: Jemanden zu diesem Job zu verpflichten würde dem Recht auf sexuelle Selbstbestimmung widersprechen. Auch kein Kunde, kein Bordellbetreiberin darf uns zu irgendetwas verpflichten.

Laut Schätzungen arbeiten in Deutschland bis zu 400.000 Frauen als Sexarbeiterinnen. Tut ein relevanter Teil das Ihrer Erfahrung nach freiwillig, Frau de Rivière?

De Rivière: Da muss man zwischen Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung differenzieren. Der Großteil der Sexworkerinnen sagt nicht: Das ist mein Traumjob. Aber verschleppt und gezwungen werden die meisten auch nicht. Was oft nicht okay ist, ist nicht der Job an sich, sondern sind die Umstände: die rechtliche Situation, die gesellschaftliche Stigmatisierung, auch das internalisierte Stigma.

Was meinen Sie damit?

De Rivière: Viele Kolleginnen sagen, das ist ja gar kein richtiger Job, ich mache das nur vorübergehend. Dann machen sie es aber jahrelang und investieren zum Beispiel nicht in eine Rentenversicherung. Das Stigma wird also verinnerlicht und führt zu ganz konkreten Nachteilen. Wir machen den Job, weil er für uns die jeweils beste Wahl ist, das heißt aber nicht immer, dass alle von uns damit glücklich sind.

Beispiel Altenpflege: totaler Knochenjob, viele Frauen arbeiten schwarz und verdienen schlecht. Das ist gesellschaftlich aber weitgehend akzeptiert.

Schrupp: Altenpflege braucht man, Sexarbeit nicht. Sex ist ein Luxusgut. Ohne Sexarbeit würde die Welt auch nicht untergehen. Wenn wir nicht wollen, dass die Leute vor sich hinvegetieren, müssen wir als Gesellschaft sicherstellen, dass sich jemand kümmert. Aber ich muss mich nicht darum kümmern, dass Männer sexuell befriedigt werden.

De Rivière: Ich sage natürlich auch ganz gern, ich bin Luxus. (lacht) Aber ich glaube, dass sexuelle Zufriedenheit ein großer Teil von Gesundheit ist. Die Welt wäre ein besserer Ort, wenn alle Menschen sexuell ausgeglichen wären. Hat, wer keinen Partner hat, einfach Pech gehabt? Hat er oder sie etwas falsch gemacht, ist nicht liebens- oder begehrenswert? Dann könnte man auch sagen, ein alter Mensch hat Pech gehabt, wenn er es nicht geschafft hat, sich eine Familie aufzubauen, die ihn liebt und pflegt. Ich finde beides nicht richtig.

Schrupp: Pflege aus Liebe wurde im Feminismus lange diskutiert und problematisiert. Auch das ist wie Sexarbeit ein Grenzbereich, in dem es nicht nur um eine Dienstleistung

geht, sondern immer auch um Beziehung. Patriarchale Verhältnisse haben ermöglicht, dass sich vor allem Frauen freiwillig um die Pflege kümmern. Wir können das Thema Frauen und Sexarbeit ganz offensichtlich nicht von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen lösen, wie sie auch viele andere Jobs prägen.

Was schlagen Sie vor?
Schrupp: Erst einmal verschiedene Bezeichnungen für verschiedene Jobs. Wir könnten, wenn es um patriarchale Geschlechterverhältnisse geht, in denen sich Männlichkeit durch den Besitz schöner Frauen definiert, von Prostitution sprechen. Das äußert sich zum Beispiel in sexistischen Anzeigen oder darin, dass sexuelle Dienstleistungen für Männerrituale von Firmen gebucht werden. Sexarbeit ist hingegen der Begriff, der viel stärker auf Selbstbestimmung zielt.

„Hat, wer keinen Partner hat, Pech gehabt und ist nicht liebens- oder begehrenswert?“

Undine de Rivière

De Rivière: Ich würde wegen der Stigmatisierung, die der Begriff Prostitution enthält, nur den Begriff Sexarbeit verwenden. Aber eine Unterscheidung an sich kann ich nachvollziehen.

Schrupp: Wir müssten grundsätzlich und auch in anderen Berufen unterscheiden, was eine Frau aus Selbstbestimmung macht und was aus Konvention.

Angenommen, eine Frau arbeitet selbstbestimmt in der Sexarbeit. Ein Problem, haben Sie mal geschrieben, Frau Schrupp, sei den-

noch, dass weibliche Lust dabei keine Rolle spiele. Frau de Rivière, sehen Sie das auch so?

De Rivière: Meine Lust spielt nicht keine Rolle, sie ist aber nicht zwingend nötig. Ich habe durchaus öfter authentisch Lust in der Begegnung mit meinen Kunden. Wenn ansonsten die Bedingungen stimmen, ist es für mich aber auch okay, wenn das nicht so ist. Für Menschen, die das nicht so sehen können, wird es echt schwierig in der Branche.

Schrupp: Andererseits sehen das doch alle Frauen so: Welche Frau hat denn noch keinen Orgasmus vorgetäuscht? Das ist ja auch in Nicht-Sexarbeitsbeziehungen ein ziemlich häufiges Phänomen. Ich finde das sogar okay: Wenn's in einer halben Stunde rum ist, ist das oft die bessere Alternative als stundenlange Diskussionen. (Gelächter)

Sie problematisieren aber, dass weibliche Lust generell keine so große Rolle spielt, egal ob im kommerziellen oder privaten Bereich?

Schrupp: Schon die Idee, dass sexuelle Befriedigung gekauft werden kann, ist in eine Art von Beziehung eingebettet, bei der es nicht so darauf ankommt, ob es der Frau jetzt Spaß macht oder nicht. Sexarbeit ist da aber nur ein Symptom, nicht die Ursache von dysfunktionalen Geschlechterbeziehungen. Die marginale Rolle, die die Befriedigung der Frau spielt, kriegen wir ja nicht dadurch weg, dass wir Sexarbeit abschaffen.

Wenn wir Sexarbeit nicht abschaffen, sondern sie für die Sexworkerinnen verbessern wollen: Was müsste passieren?

De Rivière: Ich wünsche mir eine rechtliche Gleichstellung von Sexarbeit mit anderen Berufen. Eine Anerkennung als Beruf, eine Eingliederung von Bordellbetrieben und Escort-Agenturen in ganz normales Gewerbe. Dadurch würde auch die gesellschaftliche Stigmatisierung abnehmen.

Schrupp: Es gibt jede Menge Frauen, die einfach keine bessere Möglichkeit haben als diesen Job. Da spielen gesellschaftlicher Druck und Armut eine große Rolle. Über diese Grauzone müssen wir reden. Wir brauchen vor allem ein bedingungsloses Grundeinkommen und die Option auf Bleiberecht für Migrantinnen. Das würde die Rahmenbedingungen für alle Jobs verbessern, aber vor allem für die Sexarbeit.

De Rivière: Das Prostituiertenschutzgesetz, das seit Januar gilt, geht da in die völlig falsche Richtung. Es ist kein Schutz, sondern ein Kontroll- und Überwachungsgesetz, das ich in Gänze ablehne. Allein die Registrierungs-pflicht ist ein enormer Eingriff in das Recht auf informationelle Selbstbestimmung. Kolleginnen können damit viel zu leicht geoutet werden.

Gibt es noch mehr Schwierigkeiten mit dem Gesetz?

De Rivière: Dass Bordelle jetzt grundsätzlich als störend gelten, ist völlig unsinnig. Wo es eine Physiotherapiepraxis oder eine Strafrechtskanzlei geben darf, sollte es auch ein

kleines Wohnbordell geben dürfen. Eine Strafrechtskanzlei zieht auf jeden Fall mehr Kriminalität an als ein kleiner Puff.

Schrupp: Der Staat sollte überhaupt aufhören, Sexarbeit zu regulieren. Auch die Polizei ist keine gute Instanz, um das Leben für Sexarbeiterinnen besser zu machen. Man bringt PolizistInnen ja nicht per Gesetz zu einem fortschrittlichen Frauenbild.

De Rivière: Die Zuständigkeit der Polizei für unsere Branche begründet sich aus einer Tradition der angeblichen Gesellschaftsschädigung durch Sexarbeit. Die polizeilich registrierten „Kontrollmädchen“ der wilhelminischen Ära waren der Staatswillkür schutzlos ausgeliefert, und auch später wurden wir noch lange mit Berufsverbrechern gleichgestellt.

Wer sollte zuständig sein?
De Rivière: Das Arbeits- und Wirtschaftsministerium.

Schrupp: Und falls jemand aussteigen will, StreetworkerInnen. Leider gingen alle Gesetze, die Prostitution reglementiert haben, bisher zuungunsten der Frauen aus. Bei diesem Thema versagt die Frauenbewegung gerade: Wir schaffen es nicht, darüber zu sprechen und zu gemeinsamen Positionen zu kommen, sondern haben uns in zwei Lagern verbarrikadiert, die sich bekämpfen – die Abolitionistinnen, die Sexarbeit ganz abschaffen wollen, und die Hurenbewegung. Ich stehe irgendwo dazwischen.

Wegen der verhärteten Fronten zieht das Thema an uns vorbei?

Schrupp: Wir lassen uns da von Leuten über den Tisch ziehen, denen es nicht darum geht, den Frauen zu helfen, sondern die eine repressive Ordnungspolitik machen wollen. Es ist eine strategische Niederlage der Frauenbewegung, keine vernünftige Auseinandersetzung zu diesem Thema hinzubekommen.

Woran liegt das?

Schrupp: Ich finde tatsächlich, dass die Abolitionistinnen sehr destruktiv vorgehen. Die Art und Weise, wie da auf einer Ideologie beharrt wird, ist schädlich und schwächt den Feminismus. Wir könnten ja trotz unterschiedlicher Zielvorstellungen auch erst mal gemeinsam gegen die Registrierungs-pflicht sein. Das wäre schon ein großer Fortschritt.

Undine de Rivière

Jahrgang 1973, ist Physikerin und seit mehr als zwanzig Jahren Sexdienstleisterin. Sie nennt sich „Bizarrr-Lady“, bewegt sich zum Teil im Domina-Bereich und ist Autorin des Buchs „Mein Huren-Manifest“, das im Juni erschienen ist. Sie lebt in Hamburg.

Antje Schrupp

Jahrgang 1964, ist Politikwissenschaftlerin, Theologin, Autorin und Bloggerin. Von ihr erschien unter anderem: „Was wäre wenn? Über das Begehren und die Bedingungen weiblicher Freiheit“ und die „Kleine Geschichte des Feminismus“.



Wie in anderen Jobs auch: Eine Sexarbeiterin macht Mittagspause
Foto: Lorenzo Maccotta/contrasto/laif



Wendezeit: Wahlplakat des Unabhängigen Frauenverbands zur Volkskammerwahl 1990
Illustration: Anke Feuchtenberger

„Die waren total progressiv damals“

Die westdeutsche Frauenbewegung habe wenig von den Ostfrauen gelernt, kritisiert die Grüne Ulle Schauws. Trotzdem sei die DDR nicht frei von patriarchalen Rollenbildern gewesen, sagt Netzfeministin Anne Wizorek

Interview **Belinda Grasnick**

taz: Frau Schauws, Frau Wizorek, 1968 warf eine westdeutsche Feministin Tomaten auf die Männer auf dem Podium des SDS-Kongresses. Was bedeutet dieser Moment für die Geschichte der Frauenbewegung?

Anne Wizorek: Ich hab zwar irgendwann gelernt, dass das ein Ding war, aber als Ostdeutsche hatte ich das ganz lange nicht auf dem Schirm.

Ulle Schauws: Ich verbinde schon etwas mit Helke Sander, deren Rede damals der Auslöser für den Tomatenwurf war. Sie ist mir als einer der führenden Köpfe in der Bewegung bekannt. Mir ist aber auch erst beim Nachlesen klar geworden, was da genau passiert ist. Ich habe den Moment nicht erlebt, so alt bin ich noch nicht.

Wizorek: Das zeigt, wie wenig feministische Geschichtsschreibung im Allgemeinen Bewusstsein verankert ist. Selbst als Feministin musst du dir immer wieder neue Sachen aneignen und nachforschen.

Auf Ostseite ist es auch schwierig zu sagen, ob es dort eine Frauenbewegung gab. In der Zeit rund um den Mauerfall war die erste Priorität vermutlich auch nicht, immer alles zu dokumentieren. Da ging es um den Kampf an sich. 1989 gab es das Manifest „Ohne Frauen ist kein Staat zu machen“ vom Unabhängigen Frauenverband. Da merkt man: Die waren total progressiv damals.

Schauen wir mal auf die Unterschiede zwischen DDR und BRD: Im Osten waren etwa Schwangerschaftsabbrüche in den ersten zwölf Wochen ab 1972 erlaubt. Im Westen werden sie erst seit 1995 geduldet – sind aber bis heute illegal.

Schauws: Im Westen gab es eine total restriktive Reproduktionspolitik. Die Frage von Selbstbestimmung spielte gar keine Rolle. Das war im Osten anders. Der Kompromiss, der zwischen DDR und BRD gefunden wurde, er-

den musste, hat dazu geführt, dass die Abtreibung bis heute im Paragrafen 218 im Strafbuch verankert ist und der Abbruch geduldet wird. Im Verhältnis zu vielen anderen Ländern ist das immer noch ein sehr restriktives Gesetz.

Die Pille wurde in DDR und BRD in den 60ern eingeführt. In der DDR nannte man sie „Wunschkindpille“, in der Bundesrepublik sagte man „Antibabypille“.

Wizorek: Es macht schon einen Unterschied, ist auch eine Frage der Infrastruktur.

Bis heute ist es im Osten so, dass die Kinderbetreuung sehr viel besser ausgebaut ist. Wir haben nach der Wende verpasst, von diesen positiven Betreuungsmöglichkeiten zu lernen. Ich kenne viele, deren Kinder schon über 20 sind, wenn sie selbst 40 sind. Manchmal bin ich echt erstaunt, dass das ein Selbstverständnis ist, eine Normalität. Das ist im Westen eine andere Geschichte.

Im Osten ist es normal, Kinder zu haben und trotzdem zu arbeiten. Und im Westen? Schauws: Die Richtschnur für Familienpolitik im Westen ist: Kinderbetreuung ist Privatsache.

Wizorek: Mich hat das völlig umgehauen, als ich gemerkt habe: Die Frauen im Westen sind dafür zuständig, auf die Kinder aufzupassen. Dieses Prinzip, dass Kinder zum Mittagessen schon wieder zu Hause sind. Dass die Frauen vormittags einkaufen gehen und dann mittags wieder zurück nach Hause müssen.

Schauws: Das klassische Alteinverdienermode, begünstigt durch das Ehegattensplitting: je weniger eine Frau verdient, desto größer die steuerlichen Vorteile. Das hat sich im Westen nicht verändert. Ganz besonders ausgeprägt ist das in Baden-Württemberg, aber auch in Nordrhein-Westfalen. Dort wird Kinderbetreuung immer noch nicht flächendeckend angeboten.

Wizorek: Wobei es natürlich in der DDR dann wieder andersherum war: Diejenigen, die sich entschieden haben, zu Hause zu bleiben, wurden stigmatisiert. Da hatte man auch keine Wahlfreiheit.

Schauws: Was wurde diesen Frauen denn gesagt?

Wizorek: Es wurde in der DDR lieber gesehen, dass Frauen über die Arbeit zum Kollektiv beitragen. Heute haben wir dafür das Mantra einer angeblichen Leistungsgesellschaft.

Schauws: Die Frage, wann man Kinder be-

kommt, ist auch eine Frage der Infrastruktur. Bis heute ist es im Osten so, dass die Kinderbetreuung sehr viel besser ausgebaut ist. Wir haben nach der Wende verpasst, von diesen positiven Betreuungsmöglichkeiten zu lernen.

Ich kenne viele, deren Kinder schon über 20 sind, wenn sie selbst 40 sind. Manchmal bin ich echt erstaunt, dass das ein Selbstverständnis ist, eine Normalität. Das ist im Westen eine andere Geschichte.

Im Osten ist es normal, Kinder zu haben und trotzdem zu arbeiten. Und im Westen? Schauws: Die Richtschnur für Familienpolitik im Westen ist: Kinderbetreuung ist Privatsache.

Wizorek: Mich hat das völlig umgehauen, als ich gemerkt habe: Die Frauen im Westen sind dafür zuständig, auf die Kinder aufzupassen. Dieses Prinzip, dass Kinder zum Mittagessen schon wieder zu Hause sind. Dass die Frauen vormittags einkaufen gehen und dann mittags wieder zurück nach Hause müssen.

Schauws: Das klassische Alteinverdienermode, begünstigt durch das Ehegattensplitting: je weniger eine Frau verdient, desto größer die steuerlichen Vorteile. Das hat sich im Westen nicht verändert. Ganz besonders ausgeprägt ist das in Baden-Württemberg, aber auch in Nordrhein-Westfalen. Dort wird Kinderbetreuung immer noch nicht flächendeckend angeboten.

Wizorek: Wobei es natürlich in der DDR dann wieder andersherum war: Diejenigen, die sich entschieden haben, zu Hause zu bleiben, wurden stigmatisiert. Da hatte man auch keine Wahlfreiheit.

Schauws: Was wurde diesen Frauen denn gesagt?

Wizorek: Es wurde in der DDR lieber gesehen, dass Frauen über die Arbeit zum Kollektiv beitragen. Heute haben wir dafür das Mantra einer angeblichen Leistungsgesellschaft.

Wer nichts leistet, ist nichts wert. Dabei wird nur Lohnarbeit als Leistung gesehen und die Befreiung von Frauen nur über Erwerbsarbeit gedacht – dabei wissen wir ja längst, dass das zu kurz greift.

Stichwort Mehrfachbelastung: Auch in der DDR sah das Rollenbild vor, dass die Frau sich um den Haushalt kümmert.

Wizorek: Es gab Haushaltstage. Und da war ganz klar: Das macht die Frau. Am Ende war das also auch wieder das patriarchale Rollenmodell.

Schauws: Ich hatte immer ein idealisiertes Bild von Frauen und Männern in der DDR. Aber dann wurde mir klar: Die Doppelbelastung war trotzdem da. Patriarchale Strukturen sind das Problem und nicht das Drumherum.

Wizorek: Die Vereinbarkeitsdebatte hat aber in der DDR viel früher stattgefunden als im Westen. Während in der Bundesrepublik noch darum gekämpft wurde, überhaupt arbeiten gehen zu dürfen, war die Frage unter DDR-Frauen schon: Wie kriege ich das alles unter einen Hut?

Schauws: Mit der Wende kam eine Annäherungsphase, die darin bestand, zu sagen: Im Westen war alles gut und im Osten nicht. Diese Haltung ist arrogant und nicht hilfreich, insbesondere für die Frauenbewegung. Für feministische Fragen haben wir wirklich etwas verpasst.

Anne Wizorek
Jahrgang 1981, ist Autorin und Gründerin des feministischen Blogs kleinerdrei.org. Sie kommt aus Rüdersdorf, Brandenburg.

Ulle Schauws
Jahrgang 1966, ist frauenpolitische Sprecherin der Grünen im Bundestag. Sie kommt aus Krefeld, Nordrhein-Westfalen.

„Wir müssen den Feminismus aufmischen“

Die Männer hassende Feministin: Dieses Zerrbild hat sich lange hartnäckig gehalten. Doch heute prangt „We should all be feminists“ auf T-Shirts von Dior, Beyoncé ist Feministin, und selbst Ivanka Trump nennt sich so. Ein Gespräch mit Teresa Bücker und Emily Laquer über die Frage, wie viel Mainstream der Feminismus verträgt – oder sogar braucht



Mainstream ist sie in jedem Fall, doch kann Beyoncé auch ein feministisches Vorbild sein?
Foto: Dina Litovsky/NYT/Redux/laif

Interview **Dinah Riese**

taz: Frau Bücker, Sie sind Chefredakteurin von *Edition F*, einem Online-Magazin für „Frauen, die ihre Karriere im Blick haben“ und „denen Selbstverwirklichung wichtig ist“. Sind Mainstream und Feminismus ein gutes Paar?

Teresa Bücker: Ich würde sagen: ein notwendiges Paar. Feministische Botschaften müssen mehr Menschen erreichen. Ich komme aus keinem besonders politischen Haushalt, habe in der Schule nichts über die Frauenbewegung gelernt. Wenn man mich mit 19 gefragt hätte, ob ich die Quote notwendig finde, hätte ich nein gesagt. Wenn es darum geht, feministisches Wissen gesellschaftlich zu verankern, stehen wir noch ganz am Anfang.

Frau Laquer, Sie sind Teil der Interventionistischen Linken, eines Zusammenschlusses der radikalen Linken. Suchen Sie nach dem linksradikalen Mainstream?

Emily Laquer: Ja und nein. Ich hasse die Nische. Als Linke und als Feminist*innen wollen wir mehr werden. Aber bei dem, was gerade als Feminismus gehypt wird, geht mir etwas verloren. In der 68er-Frauenbewegung ging es darum, die Gesellschaft aufzumischen und den Feminismus reinzutragen. Heute müssen wir eigentlich den Feminismus aufmischen und die Linke reintragen. Die Tomate würde heute auf Frauen wie Hillary Clinton geworfen.

Warum auf Clinton?

Laquer: Hillary Clinton hat die Wahl nicht verloren, weil sie eine Frau ist – sondern weil sie die Wall Street ist. Clinton hat die radikale Marktentfesselung und Deregulierung mit vorangetrieben und damit die Solidarität mit den arbeitenden Frauen aufgekündigt. Deren Forderungen nach einer Krankenversicherung für alle oder sozialer Gerechtigkeit hat sie abgelehnt. So war sie zwar Frau, aber eben Kandidatin des Establishments.

Bücker: Ich glaube, was den Feminismus so stark macht, ist, dass er Ambivalenzen und Widersprüche aushält. Man kann Hillary Clinton als Symbol für Frauen sehen und gleichzeitig ihre Politik nicht gut finden. Das ist widersprüchlich, aber es geht zusammen.

Laquer: Aber Clinton eignet sich nicht als feministisches Vorbild. Ich feiere den Queerfeminismus von unten, der sich gegen die Macht auflehnt, wie die Queers, die beim CSD in München den CSU-Wagen blockiert haben. Ein geiles Zeichen gegen den Ausverkauf des CSD.

Nehmen wir mal Beyoncé: Bei den MTV Music Awards 2014 prangte hinter ihr in großen weißen Lettern: „Feminist“. Ihr Album wurde zum feministischen Manifest erklärt. Ist sie ein Vorbild?

Laquer: Vielleicht könnte die Tomate auch auf Beyoncé geworfen werden. Ihre Marke, Ivy Park,

wird von Frauen in Sweatshops in Sri Lanka produziert, die Arbeitsbedingungen gleichen moderner Sklaverei. Klar: Sie hat sich den Weg nach oben gekämpft als schwarze Frau, die für sexuelle und finanzielle Unabhängigkeit steht. Aber Feminismus muss eben auch mit einer solidarischen Praxis gefüllt werden.

Bücker: Beyoncé spielt aber noch mal eine ganz besondere Rolle für schwarze Frauen in den USA und weltweit. Deswegen finde ich schwierig, dass immer sie als Beispiel für den Ausverkauf des Feminismus herangezogen wird. Zur Zeit wird ja überall Empowerment und Girl power draufgeklebt. Tatsächlich fehlen aber die Fragen, was das eigentlich bedeutet. Trotzdem erzeugt das eine Anschlussfähigkeit, die jüngere Frauen und Mädchen vielleicht dazu bringt, sich mit den politischen Ideen dahinter zu beschäftigen.

Funktioniert das: der Schritt vom Oberflächlichen in die Tiefe?

Bücker: Bei *Edition F* haben wir den Anspruch, unsere Leserinnen über den Mainstream letztendlich politischer und vielleicht auch linker zu machen. Hier in Deutschland beobachten wir, wie selbst Mainstream-Medien sich immer mehr mit feministischen Themen beschäftigen und sich dabei von eher unreflektierten, soften Positionen aus weiterentwickeln.

Laquer: Aber das, was ich auf eurer Webseite sehe, ist etwas ganz anderes. Vielleicht kann Beyoncé eine Einstiegsdroge sein, und vielleicht ist es gut, dass ihr Feminismus auf einer so großen Plattform verbreitet wird. Aber dann müsste der Aufruf zu Widerstand und Solidarisierung folgen. Ich sehe nicht, dass *Edition F* das macht.

Wie meinen Sie das?

Laquer: *Edition F* ist eine profitorientierte GmbH. Ein Ticket für einen Female Future Force Day kostet 300 Euro. Das kann sich eine alleinerziehende Mutter überhaupt nicht leisten. Ihr macht Karrierecoachings für die, die es sich leisten können. Das ist ein neoliberaler Elite- und Karrierefeminismus der 1. Prozent.

Was ist der „Female Future Force“-Day?

Bücker: Das war eine Konferenz, die wir organisiert haben und die ganz klar einen Fokus auf Karriere hatte. *Edition F* ist ein ziemlich komplexes Gebilde. Die „Female Future Force“ ist ein eigener Bereich, der nicht zur Redaktion gehört, und nicht unbedingt deckungsgleich mit dem, wofür ich als Person stehe. Darüber streiten wir auch. Wäre die Konferenz nur von der Redaktion geplant worden, wären mehr politische und gesellschaftliche Themen im Programm gewesen. Das war dieses Mal aber nicht der Anspruch.

Und warum macht ihr es nicht anders?

Bücker: Die Frage ist doch: Wie finanziert man ein feministisches Medium heute? Letztes Jahr haben wir eine politische Veranstaltung versucht – es gab kein einziges Unternehmen, das uns sponsorn wollte. Dann haben wir den Titel zu „Life-changing moments“ geändert. Die Speakerinnen waren genau die gleichen, aber plötzlich haben wir Sponsoren gefunden.

Laquer: Die Sponsoren sind Teil des Problems. Bei euch ging die Liste von Adidas, die in Bangladesch in Sweatshops produzieren, zu Mercedes Benz, die mit ihren Abgasmanipulationen organisierte Kriminalität betreiben und deren Lkws von der türkischen Armee gegen die kurdischen Kämpferinnen der YPG eingesetzt werden. Das sind falsche Freunde des Feminismus.

Es kann also keinen richtigen Feminismus im falschen System geben?

Laquer: Die Welt wäre nicht gerechter, wenn die reichsten Menschen der Welt Frauen wären. Es kann vielleicht einen Kapitalismus ohne Patriarchat geben, aber niemals einen Kapitalismus mit Gerechtigkeit. Unser Ziel ist nicht, dass Jeff Bezos, Chef von Amazon und der reichste Mann der Welt, von ei-

ner Frau abgelöst wird. Wir kämpfen an der Seite der Amazon-Arbeiterinnen für ihre Rechte.

Bücker: In einigen Bereichen sehe ich schon viel Bewegung. Ich glaube zum Beispiel, dass sehr viele Menschen verstanden haben, dass es diese „Vereinbarkeit“ von Familie und Beruf nicht gibt, und dass die Lösung nur sein kann, dass wir alle sehr, sehr viel weniger arbeiten. Es könnte gesellschaftlich viel mehr passieren, wenn wir nicht alle so in Erwerbs- und Care-Arbeit eingebunden wären.

Und wie bekommt man die Mainstream-Bewegung hin?

Laquer: Nehmen wir mal #MeToo: Das war groß, und ich glaube, vielen ist gar nicht klar, wie radikal das war. Leute wie Weinstein haben über Jahrzehnte Frauen missbraucht, und alle wussten es, und alle haben weggeguckt. Und jetzt hat das Konsequenzen – von Dieter Wedel über den Literaturnobelpreis zu Kevin Spacey, der aus Filmen rausgeschnitten wird. Deren Zeit ist vorbei.

Bücker: Und gerade da wird deutlich, wie Feminismus im Mainstream angekommen ist. Die meisten Frauen haben einfach die Schnauze voll.

Viele Frauen, die bei #MeToo mitgemacht haben, sind danach heftig angegangen worden. Das muss man erst mal aushalten können.

Bücker: In den USA nutzen die prominenten Frauen ihr Geld jetzt, um denen zu helfen, die sich eine rechtliche Vertretung nicht leisten können. Eine analoge Entwicklung in Deutschland sehe ich nicht. Dabei würde es unserer Justizministerin Katarina Barley gut stehen, das Verbandsklagerecht auf den Weg zu bringen. Denn Frauen, die sich arbeitsrechtlich gegen Übergriffe wehren, stehen mit den Kosten allein da – und viele lassen es deswegen sein.

Laquer: Niemand hat gesagt, dass es leicht ist, die Welt zu verändern. Natürlich wird man angegriffen als Frau, die es wagt, den Mund aufzumachen. Ich bin nach G20 in den sozialen Medien extrem sexistisch angegriffen und beleidigt worden. Aber wir müssen trotzdem laut bleiben, es gibt ja keinen anderen Weg.

Emily Laquer

Jahrgang 1987, ist Aktivistin der Interventionistischen Linken, eines Zusammenschlusses der radikalen Linken. Sie war Sprecherin der IL während der G20-Proteste 2017.

Teresa Bücker

Jahrgang 1984, ist Netzaktivistin und Chefredakteurin des Online-Magazins *Edition F*, das sich als das „digitale Zuhause für starke Frauen“ versteht.

taz die tageszeitung

10 Jahre nach der Lehman-Pleite: Die Finanzkrise und wir

Vor genau 10 Jahren startete mit der Pleite der US-Investmentbank Lehman Brothers eine Ära des weltweiten Niedergangs. Was hat das mit uns zu tun? Warum leiden vor allem Frauen und Minderheiten

unter der Krise? Und was ist eigentlich aus den AktivistInnen von Occupy geworden?

4 Sonderseiten in der taz am Freitag, den 14. September

14.

September
2018





„Frausein definieren wir verschieden“

Darf eine *trans Frau Zugang zu Frauenräumen haben? Nein, sagt Radikalfeministin Manuela Schon. Ja, findet Queerfeministin FaulenzA. Ein Streitgespräch über Patriarchat und Toiletten

„Es wirkt sich anders auf das Leben eines Menschen aus, wenn dieser Mensch einen Körper hat, der menstruiert.“
Foto: co-o-peration/plainpicture

Interview **Juliane Fiegler**

taz: Frau Schon, Sie verstehen sich als Radikalfeministin. Warum?

Manuela Schon: Früher habe ich eher liberalfeministische Ansichten vertreten, aber mit der Zeit habe ich meine Position geändert und finde, dass der Radikalfeminismus bessere Analysen und Antworten für die Probleme unserer Zeit hat.

FaulenzA, Sie orten sich dagegen dem Queerfeminismus zu.

FaulenzA: Ja, für mich ist das eine Community, die versucht, sich mit eigenem Diskriminierungsverhalten und Privilegien auseinanderzusetzen und die für eine Welt ohne Unterdrückung und Diskriminierung kämpft. Deshalb fühle ich mich da zu Hause.

Geht es bei den beiden feministischen Ausrichtungen also nur um eine unterschiedliche Schwerpunktsetzung?

Schon: Ich glaube, auch das Ziel ist ein anderes. Natürlich gibt es Schnittpunkte, aber das Ziel des Radikalfeminismus ist die Befreiung der Frau aus den patriarchalen Strukturen, während das Ziel des Queerfeminismus eher die Selbstermächtigung in den bestehenden Strukturen ist. Als Radikalfeministin will ich aber neue Strukturen.

Ist Ihr Ziel als queerfeministische *trans Frau die Selbstermächtigung innerhalb der Strukturen, aber nicht die Veränderung bestehender Strukturen, FaulenzA?

FaulenzA: Ich würde sagen, beides – zum einen hatte ich selbst viel damit zu kämpfen, mich in den bestehenden Strukturen sicher zu fühlen, mich auf der Straße sicher bewegen zu können, und dazu gehört auch Selbstermächtigung. Aber mir ist es auch wichtig, gegen das bestehende System zu kämpfen, weil Kapitalismus Menschen tötet.

Frau Schon, woher der Vorwurf gegen Radikalfeministinnen, sie seien transfeindlich?

Schon: Eine radikalfeministische Analyse unterscheidet zwischen „sex“ als biologischem und „gender“ als sozialem Geschlecht und möchte jene ansozialisierten und einschränkenden Geschlechterrollen-Erwartungen zerstören. Ich denke, es gibt viele Kämpfe von *trans Frauen, die auch Radikalfeministinnen unterstützen. Bei der Freigabe hart erkämpfter Frauenräume für *trans Frauen werden wir wohl nicht auf einen gemeinsamen Nenner kommen. Einfach, weil wir Frausein anders definieren.

FaulenzA: Dass die Geschlechteridentitäten von *trans Personen akzeptiert werden, ist eine zentrale Forderung für mich. Und dass die Frauenräume, die FLT-Räume, auch für *trans weibliche Personen sicherer gemacht werden. Zu sagen, dass eine *trans Frau keine Frau wäre, ist Diskriminierung! Für mich ist es auch nicht ok, *trans Frauen aus Frauenräumen auszuschließen. Da sollten sich nicht nur weiße *cis Frauen wohlfühlen können. Deshalb versuche ich mich mit meinen weißen Privilegien und meinem eigenen Diskriminierungsverhalten auseinanderzusetzen.

In Frauenräumen sollten sich nicht nur weiße *cis Frauen wohl fühlen können.

FaulenzA: Bei Menstruationsworkshops wäre es mir wichtig, Menstruation nicht zwingend mit dem Frausein zu verknüpfen. Dass es ein Bewusstsein dafür gibt, dass weibliche Körper unterschiedlich sind und *trans Frauen auch weibliche Körper haben. Im Störenfriedas-Blog wird aber sogar gefordert, *trans Frauen von Frauentoiletten auszuschließen. *Cis Frauen wissen ja nicht, wie es ist, keine öffentlichen Toiletten nutzen zu können, weil dann gesagt wird „Du bist ja gar keine Frau“.

Schon: Ich finde, du sprichst damit ein wichtiges Problem an. Können Unisex-Toiletten eine Lösung sein? Schon: Frauen in meinem Umfeld, die sexuelle Gewalt erlebt haben, meiden diese Räume aufgrund ihrer Gewalterfahrung. Sie müssten dort damit rechnen, eventuell einen Penis zu sehen. So wurde ihnen im Grunde öffentlicher Raum genommen. Aber ja: Es muss für *trans Personen eine Möglichkeit geben, sich nicht nach Männer- oder Frauentoilette einordnen zu müssen. Wie wäre es zum Beispiel, einfach vollständig geschlossene Toilettenräume zu haben, die abschließbar sind und in denen es auch jeweils ein Waschbecken gibt? FaulenzA: Das fände ich auch gut. *Trans Frauen müssen aber auf Frauentoiletten akzeptiert werden. In Toiletten mit Kabinen muss auch niemand damit rechnen, einen Penis zu sehen. Manuela Schon: Jahrgang 1982, aus Wiesbaden, ist Soziologin, Aktivistin und Mitglied des radikalfeministischen Bloggerinnenkollektivs „Störenfriedas“. FaulenzA: Jahrgang 1987, aus Berlin, ist Rapperin, *trans Aktivistin und Buchautorin. Im November erscheint ihr neues Album „Wunderwesen“.

Was wäre denn die Folge einer Öffnung der Frauenräume?

Schon: Das führt dazu, dass bereits auf Ladyfesten Menstruationsworkshops abgesagt wurden, weil *trans Frauen sagen, dass sie dadurch diskriminiert sind, weil sie nicht menstruiert werden können. Das schränkt dann die Möglichkeit für menstruiende Frauen ein, sich über ihre Lebensrealitäten auszutauschen. Diese Möglichkeit muss es aber geben. Mit dieser Forderung dann als transphob hingestellt zu werden, halte ich für ein Problem.

Schon: Das ist natürlich schwierig, weil du eine individuelle Betroffenheit hast, das ist absolut legitim, was du sagst. Trotzdem glaube ich, dass es sich anders auf das Leben eines Menschen auswirkt, wenn dieser Mensch einen Körper hat, der menstruiert und der schwanger werden kann. Ich bin dafür, dass *trans Frauen Räume haben, in denen sie sich austauschen können, aber ich finde, es geht zu weit, wenn alle Frauenräume freigegeben werden.

Schon: Ich finde, du sprichst damit ein wichtiges Problem an.

taz * abo

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Rudi-Dutschke-Str. 23, 10969 Berlin



Weitere Prämien* unter taz.de/praemien
T (030) 25 90 25 90
abomail@taz.de

Aboprämie*: Yogamatte mit Tasche, Gesund und Fair Schadstoffgetestete Yogamatte aus Deutschland mit fair gehandelter Yogatasche aus Indien, die in ihrem früheren Leben mal ein Teesack war. Jede Tasche ein Unikat. Maße Tasche: 72 x 18 x 18cm. Maße Yogamatte: 66 x 185 cm; 4,2 mm dick.

Drei in einem Abo⁺

- + taz die tageszeitung – täglich unabhängiger Journalismus
- + taz am Wochenende – umfangreich, hintergründig, unterhaltsam
- + Le Monde diplomatique – internationale Politik, einmal im Monat

Abonnieren Sie mehr als eine Zeitung!

Entdecken Sie die Blogs auf taz.de, taz.gazete, taz.bewegung, taz.mixtape.

Ein taz Abo kostet 50,90 €/Monat (Standardpreis) oder 62,90 €/Monat (Politischer Preis). Wer wenig hat zahlt unseren ermäßigten Preis von 31,90 €/Monat (leider ohne Prämie).

Die digitale taz in der App können Sie für nur 1€/Woche zubuchen!

*Eine Prämie erhalten Sie bei Bestellung eines unbefristeten Abos zum Standard oder Politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr, zzgl. Porto bei Versand ins Ausland.

Von Heide Oestreich

Ab Donnerstag wird das weibliche Gedächtnis erheblich besser. Dann geht das Digitale Deutsche Frauenarchiv online, ein Zusammenschluss der deutschen Frauen- und Lesbenarchive. Es ist im Aufbau, aber es wird in Zukunft *Emma* und *Courage* verlinken, die winzigen Leipziger Zeitschriftchen aus Weimarer Zeiten oder *Die liebenden Frauen*, eine Lesbenzeitschrift aus den 1920ern. Es wird Partituren von Komponistinnen geben, Bilder und Filme. Man kann dann durch das handgeschriebene Tagebuch der Radikalfeministin Minna Cauer blättern, die für das Frauenwahlrecht kämpfte, und im Nachlass von Elisabeth Selbert stöbern, die den Gleichberechtigungartikel ins Grundgesetz schrieb. Es wird kuratiert und damit leicht zugänglich: Schon jetzt erklären Historikerinnen in 60 Artikeln die wichtigsten Begebenheiten und stellen wichtige Protagonistinnen vor, mitsamt endlosen Quellen.

Das ist historisch großartig, weil die männliche Geschichtsschreibung Frauen und insbesondere die unbequemen Frauen gern unter den Tisch fallen lässt. Als die Geschichtswissenschaft entstand, galten Frauen noch als minder bemittelt, entsprechend wurde ihr Beitrag zur Geschichte bewertet – oder besser gesagt: entwertet. Alles, was Frauen seitdem veranstalteten, um wahrgenommen zu werden, wurde daher gern belächelt: Da mühen sie sich ab, die dämlichen Damen, wie niedlich.

Als die zweite Frauenbewegung in Deutschland begann, dachte sie deshalb eine Weile lang, sie sei die erste. Die Werke von Hedwig Dohm etwa, einer eloquenten und listigen frühen Radikalfeministin, waren einfach nicht mehr präsent. Zwei Kriege und die Tatsache, dass die Deutsche Nationalbibliothek hinter einem eisernen Vorhang in Leipzig stand, trugen ebenso dazu bei wie die oben erwähnte Ignoranz der Historikerzunft. Als den Frauen dämmerte, dass sie doch Vorbilder finden könnten, war ihr Spürsinn erwacht: „Wenn nichts da ist, machen wir es eben selbst“, war das Credo der Frauen damals, erinnert sich Gilla Dölle, Historikerin, die jahrzehntelang das Frauenarchiv in Kassel geleitet hat, das in den frühen Achtziger Jahren entstand.

Schwarzer gegen die vielen

Sie durchkämmten die Antiquariate, wilderten auf Flohmärkten und freuten sich diebisch, wenn sie aus staubigen Kisten geklaubte Schätze für eine Mark erstanden, weil die Jungfrauen deren Wert nicht kannten. Und dann gerieten sie in den prägenden Kampf der Frauenbewegung, der bis heute andauert: der der Alice Schwarzer gegen die vielen. Der einen mit dem Monolithen-Radikal-Feminismus, der so unverändert ist, dass in der *Emma* zu aktuellen Themen öfter mal historische Texte von Schwarzer einfach erneut abgedruckt werden. Gegen die vielen Feminismen, die es auch alle gibt, die zahmer oder wilder sind, andere Strömungen anerkennen und aufnehmen und Lernprozesse durchmachen. Schlagkräftiger Radikalfeminismus versus endlos disputierender pluraler Feminismus. In Zeitschriften aus-



Zwischen 1926 und 1931 erschien in Berlin jede Woche eine Lesbenzeitschrift – für 20 Pfennig Foto: Spinnboden Lesbenarchiv

Gedächtnis der Frauenbewegung

In der männlichen Geschichtsschreibung werden Frauen gerne ignoriert. Im Digitalen Deutschen Frauenarchiv wird jetzt umfangreiches Wissen zur deutschen Frauenbewegung in einem Internetportal zugänglich gemacht



Plakat zu einer Demonstration im Westberlin der 1980er Jahre für Frauen- und Lesbenrechte Foto: Frauen-Lesben Aktionseinheit 1020, FFBIZ

gedruckt: die *Emma* gegen die *Courage*.

Alice Schwarzer ist Profifournalistin, hat Mut, eine große Klappe und radikale Thesen – mit anderen Worten: Sie ist exakt das, was Medien brauchen. Und das gab ihr Macht, viel mehr Macht, als alle anderen Frauen, die doch die Macht gerade infrage stellten, hatten. Und sie nutzte sie. Das gab böses Blut, die ganze Geschichte der zweiten deutschen Frauenbewegung ist davon geprägt. Auch die der Frauenarchive: Alice Schwarzer organisiert in den achtziger Jahren 10 Millionen Mark von Jan Philipp Reemtsma und holt damit die Sammelfrüchte der Historikerinnen zu sich in ihren Kölner Frauenmediaturm, der nun das Zentralgedächtnis der Frauenbewegung ist. Zack.

Die anderen Archive gibt's trotzdem noch, das FFBIZ in Berlin, oder das Kasseler, das sich auf die erste Frauenbewegung spezialisiert hat und auch die nicht-radikalen Strömungen verwaltet, die Vereine und Verbände, oder eben auch den Nachlass von Elisabeth Selbert. Oder das „Spinnboden“-Lesbenarchiv, das und alle die vielen kleinen, regionalen Stellen in Ost und West. Seit Jahrzehnten wollen sie sich vernetzen, einen gemeinsamen Katalog aufbauen. Aber die zuständigen Ministerien verhalten sich exakt so wie männliche Historiker aus dem neunzehnten Jahrhundert, da können Gilla Dölle und ihre Kolleginnen, die nach jedem Regierungswechsel wieder hoffnungsvoll versprechen, sich verrenken, wie sie wollen: Es gibt kein Geld.

Spaltung der Bewegung

Bis Alice Schwarzer kommt. Alice Schwarzer allerdings will nicht die Vernetzung finanzieren, nein, sie will ihren Frauenmediaturm in Köln retten, dem der Geldhahn vom Land zugekehrt worden war. Sie setzt ihre Medienmacht in Gang und bekommt Frauenministerin Kristina Schröder her, ihr eine gute halbe Million zuzuschießen. Ausgerechnet die CDU-Ministerin, die ihre Zeit im Ministerium damit verplemperte, kundzutun, dass sie je denfalls keinen Feminismus brauche. So groß ist die Macht der Alice Schwarzer.

Das aber ist dann auch der Punkt, an dem den anderen Archivar*innen der Kragen platzt. Allesamt stehen sie nun in Berlin auf der Matte. Und wie könnte der Bund rechtfertigen, dass er ein Archiv in einem Bundesland finanziert, eine bundesweite Vernetzung aller Archive aber nicht? Gar nicht. Kristina Schröder bewilligt noch einmal 1,2 Millionen Euro pro Jahr bis 2019 – und das Digitale Deutsche Frauenarchiv geht an den Start.

Das Digitale Deutsche Frauenarchiv ist deshalb ein leiser, aber nicht zu leugnender Triumph: Der erste ist der über das große Vergessen feministischer Geschichte. Der zweite ist der über die Spaltung der zweiten Frauenbewegung. Dass die vielen die große Macht der einen für sich nutzen konnten, anstatt sich von ihr an die Wand drängen zu lassen, wie sonst so oft. Und das Beste an der Sache: Kristina Schröder, dieser feministische Totalausfall, hat das alles ermöglicht. Der wahre Name des Archivs sei deshalb hier schon mal vorab verraten: „Kristina-Schröder-Archiv für Geschichten, die Sie nicht für möglich hielten“.

Das Archiv

Digitale Frauengeschichte
Bislang werden die Dokumente von rund 40 Lesben- und Frauenarchiven, -bibliotheken und -dokumentationsstellen aufgearbeitet und verwahrt. Am 13. September startet das Digitale Deutsche Frauenarchiv unter www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de.

Analoge Frauengeschichte
Begleitet wird der Start von der Feministischen Sommeruni mit über 60 Vorträgen und Workshops am 15. September an der Berliner Humboldt-Universität.